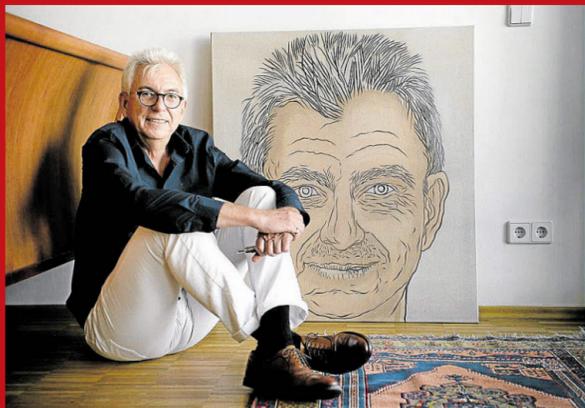


Feuilleton

Einen Großteil seines Berufslebens hat der Schriftsteller Stephan Wackwitz für das Goethe-Institut im Ausland verbracht. Ein Gespräch über seine Zeit in Osteuropa und die Ankunft in Berlin.

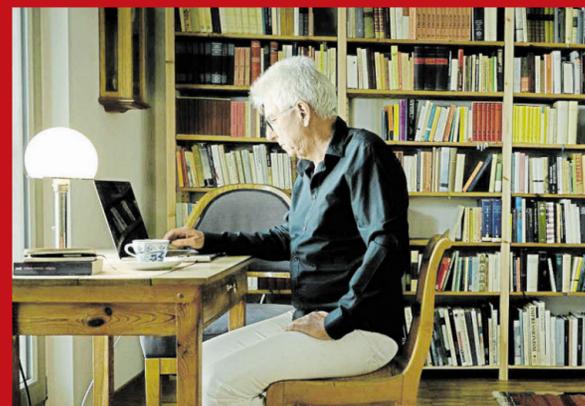


Der Schriftsteller und sein Porträt (von dem Maler Iaco Teren)

MARKUS WÄCHTER



Über den Dächern von Kreuzberg ...



... und in seiner Berliner Kemenate

DER SPAZIERENGEHER

Stephan Wackwitz wurde 1952 in Stuttgart geboren und promovierte bei dem Germanisten Heinz Schlaffer über Hölderlins Elegienwerk. Von 1986 an arbeitete er in verschiedenen Funktionen für das Goethe-Institut mit Stationen in Frankfurt am Main, New Delhi, Tokyo, München, Kraków, Bratislava, New York und Tbilissi. Zuletzt leitete er bis zu seiner Pensionierung das Institut in Minsk.

Über seine kulturpolitische Arbeit für Goethe hinaus war Wackwitz immer auch schriftstellerisch tätig. Neben den Romanen „Walkers Gleichung“ und „Die Wahrheit über Sancho Pansa“ sind vor allem autobiographisch gefärbte Essays erschienen, darunter „Ein unsichtbares Land“ und „Die Bilder meiner Mutter“ (beide im Fischer Verlag).

Sie haben viele Jahre in den sogenannten Transformationsgesellschaften Osteuropas verbracht. Worin besteht, wenn sich das überhaupt in wenigen Sätzen sagen lässt, der Unterschied zwischen Ost und West?

In der sehr dynamischen Nachholsituation des Ostens. Wenn das erste Mal eine freie Marktwirtschaft, Staatlichkeit und Kultur aufgebaut wird, wenn Sie sich zum ersten Mal in einem freien Kunstmarkt bewegen, dann bekommt alles eine bestimmte Dringlichkeit, die ich als sehr inspirierend erlebt habe. Die Menschen gehen mit einer ganz anderen Abenteuerlust und Vitalität zu Werke als im Westen. Ich habe die kulturelle „urgency“, wie das der Fotohistoriker Ian Jeffrey nennt, in den östlichen Transformationsgesellschaften als sehr toll empfunden. Das war insbesondere auch im Umgang mit den Menschen zu erleben. Sie waren kontaktfreudig, kreativ, hemdsärmelig und heiter. Am meisten hat mich das in der Zeit von 1999 bis 2005 in Krakau beeindruckt. Davon hat auch das Goethe-Institut profitiert. Wir sind damals überschwemmt worden mit Vorschlägen, Ideen und Projektanregungen. Ich bin manchmal durch das Institut gelaufen und wusste gar nicht, wer da an welchen entlegenen Schreibtischen an was arbeitet. Das war eine aufregende Zeit.

Das ist bald 20 Jahre her. Ist dieser Prozess und diese Offenheit und Dynamik in Polen endgültig vorbei?

Die Dynamik hat sich auf jeden Fall verlangsamt. Ich glaube sogar sagen zu können, dass ich das heutige reaktionäre Polen, das sich aus ideologischen Bewegungen der 20er-Jahre speist, zu meiner Zeit dort bereits unterschwellig wahrgenommen habe. Aber ich hätte nie geglaubt, dass diese Kräfte einmal die Regierung stellen würden. Das war natürlich eine perspektivische Täuschung, der ich in der sehr westlich orientierten Krakauer Kulturszene aufgesessen bin. Atmosphärisch unangenehm sind mir die Wochen nach dem Tod des Dichters Czesław Miłosz im Gedächtnis geblieben, das war 2004. Er sollte in der Gruft eines Klosters an der Weichsel beigesetzt werden, wo bereits einige kulturelle Nationalhelden beerdigt sind. Und plötzlich war die Stadt voller Menschen, die einem mit einem gewissen Flackern in den Augen Flugblätter in die Hand drückten und einem erklärten, dass Miłosz gar kein richtiger Pole sei, er habe durch seine Auswanderung in die USA das Land verraten, wahrscheinlich sei er Jude. Und so weiter. Das war tatsächlich sehr irritierend und aus heutiger Sicht eben gar nicht so überraschend. Übrigens hat Johannes Paul II. höchst selbst damals diesen Spuk beendet und sich vor den toten Schriftsteller gestellt. Da war dann Schluss.

Der Schriftsteller und Journalist Wolfgang Büscher hat einmal die bemerkenswerte Beobachtung gemacht, dass er bei seinen Wanderungen nach Osten stets auf Menschen traf, für die der Osten immer jenseits von ihnen lag. Der Osten sind also immer die anderen. Ist Ihnen das auch widerfahren?

Ja, das bemerkt man sofort. Das hat natürlich mit der wirtschaftlichen Situation zu tun. Je weiter man nach Osten kommt, desto mehr stößt man auf arme Regionen. Aber es gibt auch Oasen der Westlichkeit, wie zum Beispiel Georgien oder Armenien. Und Baku sieht aus wie das 3. Arrondissement von Paris, das eine islamische Altstadt hat und am Meer liegt. Wer in Tbilissi die Hotels, Clubs und Co-Working-Spaces sieht, die in den letzten Jahren entstanden sind, hat nicht die Anmutung einer vorderasiatischen Metropole, sondern von Berlin oder New York. Wobei man nicht übersehen darf, dass vor der Tür bittere Armut beginnt und auch die Stadtzerstö-

rung in Tbilissi eine große Rolle spielt. Aber vereinzelt wird dort auch sorgfältig und ästhetisch spektakulär schön restauriert und wiedererrichtet.

Und das Geld dazu kommt dann häufig von zurückgekehrten Auswanderern?

Einer der geschmackvollsten Investoren in Georgien hat sein Geld in Tbilissi mit Spielcasinos verdient. Das ist ein Wirtschaftszweig, der insbesondere viel Geld aus Iran und der Türkei anzieht.

In allen Ländern, in denen Sie waren, haben Sie sich die Umgebung mit Spazierengehen erschlossen. Mehrere Ihrer Bücher zeugen davon. Ist das ein literarisches oder soziologisches Verfahren?

Vor allem ein gymnastisches. Ich bin wie ein großer Hund, ich brauche viel Auslauf. Und da trifft es sich gut, dass es eine reiche Tradition der Spaziergangsliteratur gibt, der ich dabei folgen kann. Oder eben auch der Spaziergangssoziologie, etwa die Chicago School, die soziologische Erkenntnisse durch Stadtwanderungen gewonnen hat. Ich bin von meinem Lehrer Michael Rutschky früh auf Robert E. Park hingewiesen worden und habe dann an meinen jeweiligen Dienstoporten literarische Spazierengeherei praktiziert. Durch die Langsamkeit der Bewegung sieht man mehr und das Gehen vermag auch in besonderer Weise die Psychogeographie der Städte aufzuschließen. Jede Straßenecke hat andere Vibes, die Menschen sprechen, kleiden und bewegen sich von Viertel zu Viertel unterschiedlich und das alles kann man beim Spazierengehen entdecken. Literarisch haben Surrealisten wie Aragon und Breton derlei Beobachtungen dann gleichsam mythologisiert. Spazierengehen als progressive Universalpoesie.

Unterscheiden Sie sich darin ganz bewusst vom Flaneur?

Das Wort Flaneur hat sich im Feuilleton irgendwann epidemisch ausgebreitet. Florian Illies, für dessen Berliner Seiten in der FAZ ich einige Texte geschrieben habe, sagte immer: „Bitte nicht das F-Wort verwenden.“ Aber im Grund bin ich literarisch schon so etwas Ähnliches.

Sie sind nun nach langer Abwesenheit nach Berlin gekommen. Warum Berlin?

Es ist die einzige deutsche Stadt, die ich genauer kenne. Viele Freunde und Verwandte sind hier. Ich hatte mich auch sehr darauf gefreut, mit Michael Rutschky und Kurt Scheel in Berlin zusammen sein zu können. Beide sind leider in diesem Jahr gestorben, was im persönlichen, aber auch für mein intellektuelles Koordinatensystem einen großen Verlust bedeutet.

Was hat der Schriftsteller Stephan Wackwitz nun vor?

Es ist zur Buchmesse eine erweiterte Neuauflage meines Buchs über Georgien herausgekommen. Aber manchmal scheint mir, ich habe mein literarisches Pulver bereits verschossen (lacht). Die Schreiberei war für mich immer auch eine Möglichkeit, mir meinen Bürojob ein wenig vom Leib zu halten. Es war für mich eine Art Rettung. Das fällt nun weg, seit ich Rentner bin. Dafür kommen jetzt, was mir sehr recht ist, mehr Anfragen nach journalistischen Texten. Solange ich im Beruf stand, habe ich mir immer ein Buchprojekt vorgenommen. Jetzt ist da aber keins. Ich habe das Gefühl, als Schriftsteller im Moment auch mal fröhlich die Klappe halten zu können. Aber wer weiß?



Harry Nutt wandelt gern zwischen Essay und Literatur.

Zwischen Leben und Buch

Die Autorinnen Fariba Vafi und Rachel Cusk im ILB

Von Sarah Pepin

Zurückhaltend, fast schüchtern wirkt Fariba Vafi, als sie am Donnerstagabend die Bühne im Haus der Berliner Festspiele betritt. Die iranische Schriftstellerin braucht man in ihrem Land kaum mehr vorzustellen, sie zählt zu den bedeutendsten Autorinnen der Gegenwart. Sechs Romane und fünf Erzählbände hat sie zu verzeichnen, viele von ihnen wurden mittlerweile übersetzt. Ins Deutsche auch „Tarlan“ und „Der Traum von Tibet“, die beiden Romane, aus denen Vafi auf Persisch las, bevor Stella Adorf die deutschen Passagen vortrug.

Nun könnte man denken, dass nach einer Verlegenheitsfrage zum Wetter in Teheran eine substanzielle, gut vorbereitete Gesprächsrunde zum Buch einsetzen würde. Doch der Moderator Stefan Weidner hatte weder die kürzlich erschienene Übersetzung von „Der Traum von Tibet“ gelesen noch schien er sich besonders stark mit „Tarlan“ auseinanderzusetzen zu haben. Diesem Unvorbereitet-Sein folgten demnach die handelsüblichen Fragen nach der Emanzipation der Frau im Iran, ihrer gesellschaftlichen Stellung und deren Veränderung nach der Revolution. Schade eigentlich, denn der Inhalt der Romane und dessen Stil war ja eigentlich das Hauptthema, und das hat seinen Grund: Mit Humor und Fingerspitzengefühl schreibt Vafi in „Tarlan“ über die gleichnamige Protagonistin und ihr Erwachsenwerden. Sie will Schriftstellerin werden, wird dann aber aus wirtschaftlicher Notwendigkeit heraus Polizistin. Es geht darum, Mensch zu werden an einem Ort, an dem man nicht selber sein kann.

Auch bei Rachel Cusk steht das weibliche Bewusstsein im Mittelpunkt der literarischen Betrachtung. Gender und Feminismus sind bei Cusk jedoch nur das Feld, auf dem sich ihre technisch ausgeklügelten Bücher ausdehnen. Die britische Autorin stellte nach „Outline“ und „Transit“ den letzten Roman ihrer Trilogie über „eine weibliche Odyssee im 21. Jahrhundert“ vor: „Kudos“.

Priya Basil, ihrerseits ebenfalls Autorin und Aktivistin, moderierte. Es entfaltet sich ein Gespräch auf höchstem Niveau, das einen Einblick in Cusks faszinierendes Schreibuniversum gab, Analysiermöglichkeiten ihres Werkes aufbrachte, ebenso größere gesellschaftliche Fragen anstieß: Kultur und Kapitalismus, Frau-Mann-Beziehungen und die Familie der Zukunft, Brexit und die Europa-Frage; die Rolle der Autobiografie und das Selbst in der Literatur.

Das eigentliche Anliegen der Autorin sei es, „so ehrlich wie möglich über weibliche Erfahrung zu schreiben“, sagt sie. Interessanterweise lässt sie dafür ihre Protagonistin Faye in „Kudos“ selber nicht sonderlich oft zu Wort kommen. Faye wird von anderen Figuren beschrieben, ihr werden Dinge von anderen erzählt, nachdem sie passiert sind. Der Leser bewegt sich im ewigen Nachspiel. Am Donnerstagabend sprach sie lange darüber, wie dünn sie die Membran zwischen Realität und Literatur halten will, weil sie das herkömmliche Verstecken des Schriftstellers für unsinnig hält. Für ihre beißende Ehrlichkeit über ihre Erfahrung mit Mutterschaft und Frauen in ihrem Buch „A Life's Work“ war sie sehr stark kritisiert worden. Aber Rachel Cusks starke Stimme ist aus der Gegenwartsliteratur nicht mehr wegzudenken.